

Peer Pasternack

Umstritten von Beginn an

50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt



Wohnkomplexzentrum 1 mit Delta-Kindergarten im Vordergrund, rechts der Block 10, seinerzeit längster Wohnblock in der DDR.

Halle-Neustadt polarisiert, seit vor 50 Jahren der Grundstein zur Errichtung der Stadt gelegt wurde. Dabei stellte sie einerseits eine auffällige Besonderheit dar und ist andererseits als prototypisch zu charakterisieren.

Halle-Neustadt ist das größte DDR-Stadtbauprojekt gewesen. Die einzige Neuplanung einer ganzen Großstadt gewesen zu sein, ihr Modellcharakter für den gesamten DDR-Wohnungsbau und die lange Bauzeit von 1964 bis 1989: Das begründet die Singularität dieses Projekts.¹ Ein Umstand vor allem war es, der Halle-Neustadt zum herausstechenden Fall hat werden lassen: Fast alle anderen Planstädte der DDR wurden als Plansiedlungen errichtet. Sie waren nicht mit dem Anspruch befrachtet, eigene, d. h. eigenständige Städte werden zu sollen, sondern blieben Stadtteile. Drei Ausnahmen davon gab es zwar – Eisenhüttenstadt, Schwedt und Hoyerswerda –, doch wurden diese bereits in den 60er Jahren als nicht modellbildend kategorisiert.²

Zugleich aber kann Halle-Neustadt auch als prototypische Plattenbaustadt in Ostdeutschland gelten: Wie ein Großteil

¹ Thomas Hafner: Halle-Neustadt. Die sozialistische Modellstadt einst und heute. In: Hans-Rudolf Meier (Hg.), Denkmale der Stadt – die Stadt als Denkmal. Probleme und Chancen für den Stadtbau. Dresden 2006, S. 128.

² Eine Arbeitsgruppe des Rates des Bezirkes Halle kam 1966 zu der Einschätzung, dass Eisenhüttenstadt, Schwedt und Hoyerswerda „einen sehr niedrigen Komfort besitzen, die architektonische Lösung in keiner Weise dem sozialistischen Städtebau entspricht, bei den Gemeinschaftseinrichtungen heute ein Nachholebedarf entsteht und die Handelseinrichtungen zum Teil unter allem Niveau gebaut werden“ (unveröff. Protokoll vom 30. März 1966, zit. bei Albrecht Wiesener: Steinerne Verheißungen einer sozialistischen Zukunft? Der Bau Halle-Neustadts aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. In: Christoph Bernhardt, Thomas Wolfes (Hg.): Schönheit und Typenprojektierung. Der DDR-Städtebau im internationalen Kontext. Erkner 2005, S. 144).

der vergleichbaren Planstädte und -siedlungen hat auch Halle-Neustadt ein Vierteljahrhundert seiner bisherigen Existenz in der DDR und unterdessen ein weiteres Vierteljahrhundert im vereinigten Deutschland zugebracht. Beides hatte Folgen, die der dramatische Einschnitt der Jahre 1990 und folgende unübersehbar machte: Halle-Neustadt verwandelte sich in rasend kurzer Zeit vom Prototyp der geplant expandierenden sozialistischen Stadt in der DDR zum Prototyp der ungeplant schrumpfenden Stadt in Ostdeutschland.

Der Umbruch 1989/1990 löste auch einen deutlichen Wandel der Bewertung Halle-Neustadts aus. Bis 1989 hatten der Wohnkomfort und die wohnungspolitische Auswahlmechanik der Einwohner dazu geführt, dass dort eine Bevölkerung lebte, die in dem Bewusstsein eingezogen war, sozial privilegiert zu sein. Ab 1990 setzten sich Einschätzungen durch, die sich zwischen Distanziertheit und Abscheu bewegen. Der (nunmehr) Stadtteil wurde nun vor allem als architektonische Zumutung und peripherer Ort stigmatisiert. Im Zuge dieser Umwertungen entstand ein scharf kontrastiertes Bild: Danach sei Halle-Neustadt bis 1989 ausschließlich Gegenstand euphorischer Zustimmung gewesen, während es seit 1990 allein Abwehr auf sich gezogen habe. Beides ist so nicht zutreffend.

Für die unmittelbar zurückliegenden 25 Jahre ist zu konstatieren, dass Halle-Neustadt zwischenzeitlich auch wieder eine städtebauliche Teilrehabilitierung erfahren hat, nachdem es ins Verhältnis zu vergleichbaren Projekten in der ehemaligen Bundesrepublik gesetzt worden ist.³ Für das Vierteljahrhundert in der DDR lassen sich kritische Diskussionen über die Stadt entdecken, die – angesichts der politischen Aufladung dieser Neugründung – durchaus Erstaunen wecken. Letzteres soll im Folgenden vertieft werden.

3 Z. B. Kai Vöckler, Andreas Denk (Hg.): In der Zukunft leben! Die Prägung der Stadt durch den Nachkriegsstädtebau, hg. im Auftrag des Bundes Deutscher Architekten/Deutsches Architektur Zentrum. Berlin [2009].

Großbaustelle des Sozialismus

Zunächst war Halle-Neustadt von den 1960er bis in die 1980er Jahre immer zweierlei: eine Großbaustelle, auf der die Stadt errichtet und dann fortwährend erweitert wurde, und eine Stadt, die auf, neben und mit der Großbaustelle ihre Routinen des Alltags suchte. Neben den Chemiewerkern waren die Bauarbeiter die präsenteste Berufsgruppe in der Stadt. Großbaustellen wiederum stellten in der DDR besondere Orte dar: Sie materialisierten in nicht zu übersehender Weise das Aufbauwerk und bündelten ökonomische wie ideologische Energien. Normale Arbeit wurde dort zum Kampf an volkswirtschaftlichen Fronten überhöht. Mit militärisch anmutender Rhetorik fanden sich die Projekte – „Max braucht Wasser“, Schwarze Pumpe, Eisenhüttenkombinat Ost, Halle-Neustadt usw. – zu Arbeitsschlachten mit „Winterkampagnen“ oder ständigem „Kampf um Planerfüllung“ stilisiert.

Angesichts dessen blieb es ein fortwährendes politisches Ärgernis, dass sich die Erbauer der Stadt an der Reflexion dessen, was sie bauten, kaum beteiligten. Auf der Leitungsebene „lieferten die Aufbauprobleme“ und „nicht die Idee“ den Diskussionsstoff: „Über die Stadt wurde nicht diskutiert, sie wurde gebaut“, so einer ihrer stellvertretenden Chefarchitekten.⁴ Allzu aufwendige Sinndeutungen auf der Großbaustelle schienen im Grunde aber auch nicht nötig: „Die Politik wurde in Berlin gemacht. Partei- und Regierungsapparat und die ihnen untergebene Bauakademie bestimmten [...] das, was man für Architektur hielt“.⁵

Auch die Bauarbeiter neigten, obwohl zu einem Teil der herrschenden Klasse definiert, nicht überbordend dazu, sich Sinnzuschreibungen ihres Tuns zu widmen. Zwar mag man mit Simone Hain sagen können: „Die Geste des Einwinkens

4 Joachim Bach: Notate zur Planungsgeschichte Halle-Neustadts. In: Magistrat der Stadt Halle/Projektgesellschaft mbH Dessau (Hg.): Stadterneuerung als Prozess demokratischer und kultureller Weiterentwicklung. Perspektiven für Halle-Neustadt. Dessau 1993, S. 35 f.

5 Ebd., S. 27.

6 Simone Hain: Das utopische Potenzial der Platte. In: Axel Watzke, Christian Lagé, Steffen Schuhmann (Hg.): Dostoprimschatjelnosti. Hamburg 2003, S. 86.

Die 1. POS – Ort der Grundsteinlegung für Halle-Neustadt 1964.



des Krans ist eine emanzipatorische Pathosformel und eine herrschaftliche Triumphgeste“.⁶ Doch jenseits dieser Mechanisierung blieb die Arbeit auf dem Bau trotz Plattenvorfertigung körperlich anstrengend und wenig reflexionsfördernd. Der Takt der Maschine war hier derjenige der Taktstraße.

Dagegen ist es aber höchst eindrucklich, wie sich der Aufbau-Chronist Jan Koplowitz geradezu verzweifelt bemühte, der Großbaustelle mehr ideologische Substanz zu verschaffen: In seinen Halle-Neustadt-Büchern „Die Taktstraße“ und „Die Sumpfhühner“ suchte er Einzelbeispiele unter den Erbauern zu finden, die ihrem Tun durch Reflexionstiefe höheren Sinn verleihen – um dann jeweils 300 Seiten lang deren Verallgemeinerbarkeit zu behaupten.⁷

Bei den „Sumpfhühnern“ etwa handelt es sich um einen Entwicklungsroman, der die Idee der Menschwerdung durch Bildung anhand einer Tiefbaukolonne DDR-sozialistisch deutet und entfaltet. Eine im geschilderten Leben marginalisierte, für die Entfaltung des Plots aber zentrale Figur wird literarisch herausgehoben dargestellt: Jens Dook, einst durch Einfluss einer Frau vom „rechten Wege“ abgekommen und daher sechs Jahre inhaftiert, arbeitet auf der Großbaustelle Halle-Neustadt eine selbstaufgelegte Buße ab. Seine Kolonne,

⁷ Jan Koplowitz: Die Taktstraße. Geschichten aus einer neuen Stadt. Berlin 1969; Jan Koplowitz: Die Sumpfhühner. Roman. Halle/Leipzig 1977.

von anderen Gewerken abfällig als „Sumpfhühner“ bezeichnet, da Tiefbauer, besteht aus zumeist jungen Hilfsarbeitern ohne Schulabschluss und mit Vorlieben für Alkohol, Gewalt und häufig wechselnden Geschlechtsverkehr. Als der tyrannische Alleinherrscher der „Sumpfhühner“, ihr Brigadier Poguntke, alkoholbedingt für ein Jahr auf dem Krankenbett liegt, vollzieht sich eine entscheidende Wende.

Gegen die Intrigen des in die Jahre gekommenen und gleichfalls vom Alkohol ausgezehrten Bauleiters Tischbein und des als Brigadier-Ersatz eingesetzten Pössgen, der heimlich die Republikflucht plant, beginnt Dook ein Weiterbildungsprogramm mit den „Sumpfhühnern“. Dies geschieht auf deren eigenen Wunsch hin: Sie wollen Pössgens fachliche Überlegenheit kontern, um dessen Festigung seiner Übergangsposition zu verhindern – auf dass vermieden wird, dass ihr eigentlicher Brigadier Poguntke nach seiner Gesundung der Bauleitung als Brigadier entbehrlich erscheinen könnte. Für dieses schwierige Unterfangen – seine Schüler können zum Teil weder lesen noch schreiben – bedient sich Dook seines in sechsjähriger Gefängnishaft erworbenen pädagogisch-psychologischen Wissens (wo er wissenschaftliche Hilfskraft eines Professors gewesen sein soll, der dort zum Thema „Positive und negative Auswirkung der Haft auf Lernhaltung, Fähigkeit und Rezeption bei Strafgefangenen“ gearbeitet habe).

Zunächst auf sich allein gestellt, stehen im späteren Verlauf des Unterfangens Gewerkschaft, Partei und Justiz zur Seite. Mit Erfolg: aus den aussätzigen „Sumpfhühnern“ wird die Vorzeigbrigade „Albin Köbis“. Drei ihrer Mitglieder holen auf der Abendschule die 10. Klasse nach, ein anderer, Hobbymusiker, erwirbt an der Musikschule eine systematische musikalische Bildung, und dem fünften, immer schon gerne zeichnend, wird prognostiziert, dass er noch die Aufnahme an die Kunstakademie schaffen könne. Hauptheld Dook verlässt die Baustelle als Promovend und Mitglied einer Kommission des Ministeriums für Volksbildung.⁸

⁸ Koplowitz: Sumpfhühner. S. 437 f., 364.

Koplowitz prägte mit seinen literarischen Werken wesentlich das Bild der Großbaustelle Halle-Neustadt. Die „Sumpfhühner“ zeigen gleichwohl weniger, wie das Leben auf der Großbaustelle war, sondern wie man sich gern vorgestellt hat, dass es hätte sein sollen. Andere literarische Darstellungen liefern deutlich konkurrierende Bilder. Zwei Dramen – von Alfred Matusche und Rainer Kirsch – finden ihren Ausgangspunkt in dem Umstand, der gültig in dem (seinerzeit verbotenen) DEFA-Film „Spur der Steine“ gestaltet ist: Die DDR-Großbaustellen waren weniger Orte heroischen Aufbaukampfes, sondern zogen unstete Naturen an, denen allzu geregelte Verhältnisse ein Graus waren. Diese schätzten das Anarchische der Großbaustelle und die Möglichkeit, dort gutes Geld verdienen zu können. Dem Bild des klassenbewussten Arbeiters entsprachen sie damit nicht.

Matusche schrieb 1968 das Stück „Kap der Unruhe“ als Geschichte einer Baubrigade, die sich nach den Jahren des Aufbaus in Halle-Neustadt niederlassen soll.⁹ Allein der Kranführer Kap scheut es, sesshaft zu werden: „Kap unterläuft mit seinen objektiv richtigen Zielen und Taten die Parteilinie, da er individualistisch motiviert handelt [...]. Nicht im Sinne der Partei oder des sozialistischen Aufbaus reist er weiter und arbeitet an der Entwicklung des jungen Staates, sondern weil er nicht zur Ruhe kommen kann, weil die (Vorwärts-)Bewegung seine inneres Bedürfnis ist.“¹⁰

Kirsch lieferte 1973 mit der Komödie „Heinrich Schlaghands Höllenfahrt“ eine Parabel auf einen faustischen Typ.¹¹ Als Halle-Neustädter Bauleiter machte dieser „mit den wütesten Tricks allerlei Unmögliches möglich [...], so daß seine Bauten schneller standen als die anderer“, und er war „dabei eine Art Kraftmensch [...] mit einer Menge Amouren. Letz-

9 Alfred Matusche: Kap der Unruhe. In: Ders., Dramen. Berlin [DDR] 1971, S. 159–192.

10 Gabi Reinhardt: „Rag aus Stein und Beton“. Ein Aufbaustück der DDR im westlichen Heute. Zur Rezeption von „Kap der Unruhe“. In: Gottfried Fischborn (Hg.): Das Lied seines Weges. Festschrift für den Dichter Alfred Matusche. Mainz 2009, S. 255.

11 Rainer Kirsch: Heinrich Schlaghands Höllenfahrt. Komödie. In: Ders.: Auszug das Fürchten zu lernen. Prosa Gedichte Komödie. Reinbek b. Hamburg 1978, S. 65–147.

terer wegen verlangten Leute aus seiner [SED-]Grundorganisation, ihn zu maßregeln, während ein höherer Zuständiger das ablehnte und meinte, der Mann baue ja gut und die Frauen, die sich mit ihm einließen, seien schließlich erwachsene Menschen“. Kirsch wollte nach Selbstauskunft „keins der damals üblichen Produktionsstücke“ schreiben, „sondern eine exemplarische Geschichte, mit einem Helden, der seine Maßlosigkeit, seinen Hunger nach Welt, Selbstverwirklichung und Humanem bis zur extremen Konsequenz trieb“.¹² Das Stück trug ihm Parteiverfahren und den Ausschluss aus der SED ein.¹³

Solche Figuren mit ihren wenig regelkonformen Charakteren jedoch ließen es überhaupt erst zu, den Alltag der anarchischen Großbaustelle zu bewältigen:

„Weil aber die gute Arbeit nicht gut organisiert ist, kommt es dauernd zu Ausfallstunden und Stillstandszeiten. [...] Die einen helfen vorübergehend beim Tiefbau aus – bei einer Arbeit, die zwei oder drei Lohnstufen niedriger liegt. Die anderen nehmen [...] Ausfallzeiten in Kauf, und Meister Herale bügelt das dann irgendwie aus mit erfinderischem Bleistift. Die Bauleiter unterschreiben's. Halle-West wächst. Die Kosten wachsen mit“ – „lauter Duodezfürstentümer von volkseigenen Betrieben auf einer Baustelle“.¹⁴

So hieß es in dem Buch „Städte machen Leute“, verfasst von einer vierköpfigen Schriftstellerbrigade, die 1968 der entstehenden Stadt ein reportageliterarisches Denkmal setzte. Aber auch in dem offiziellen Dokumentationsband „Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt“, herausgegeben vom Büro für Städtebau und Architektur des Bezirkes Halle, heißt es: „Die unzureichende Beherrschung der Bauorganisation“ habe „den beabsichtigten Effekt der Konzentration auf einen großen Bauplatz teilweise ins Gegenteil“ verkehrt.¹⁵

12 Rainer Kirsch: Gespräch mit Rüdiger Bernhardt. In: Ders.: Ordnung im Spiegel. Essays Notizen Gespräche, Leipzig 1985 [1980], S. 221.

13 Kirsch: Auszug das Fürchten zu lernen, 3. US.

14 Werner Bräunig, Peter Gosse, Gerald Große, Jan Koplowitz, Sigrid Schmidt, Hans-Jürgen Steinmann: Städte machen Leute. Streifzüge durch eine neue Stadt. Halle (Saale) 1969, S. 123 f., 163.

15 Karlheinz Schlesier und Autorenkollektiv: Halle-Neustadt. Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt. Büro für Städtebau und Architektur des Bezirkes Halle (Hg.), Berlin 1972, S. 170.

Damit allerdings kontrastierte die optimierungsoptimistische Vorstellung vom Weg zur neuen Stadt, wie sie die Architekten, Planer und Funktionäre beherrschte: „Die große Utopie [...] war das perfekte System der Vorfertigung als effiziente Bewirtschaftung von Ressourcen und zugleich Arbeitserleichterung für alle am Bau beteiligten Gewerke: intelligente komplexe Planung, Zeit und Lebenskraft sparende leichtere Montage“.¹⁶

Das scheinen indes nicht die einzigen Ansprüche der Architekten gewesen zu sein. Alfred Wellm lieferte in seinem Roman „Morisco“ eine wiederum abweichende Darstellung.¹⁷ Seine Hauptfigur Andreas Lenk ist Architekt, der nach abgeschlossenem Studium die Montage von Plattenbauten für die „Neue Stadt“ leitet und dort zum Anwärter auf den Chefposten avanciert. Gleichsam heimlich arbeitet er zunächst noch nächtens auf dem privaten Reißbrett an der idealen Stadt „Helianthea II“. Tagsüber hingegen, auf der Großbaustelle, muss er sich mehr und mehr den planerischen Sachzwängen des DDR-Städtebaus unterordnen. In der Figur geraten der Idealist und der Pragmatiker in zunehmenden Widerspruch. Der Konflikt entlädt sich schließlich, als Lenk eine Unterschrift verweigert und der „Neuen Stadt“ den Rücken kehrt, um die Sanierung eines Renaissance-Schlusses zu leiten. Durchgehendes Konfliktmotiv und wiederkehrender Scheiternsanlass ist der Selbstbetrug, für den sich aber immer wieder auch rechtfertigende Gründe finden lassen. Die schleichende Korruption durch die Anforderungen des Großbaustellenalltags und die dahinterstehenden politischen Anforderungen wird dargestellt als sukzessives Aufgeben ursprünglicher fachlicher Überzeugungen.

Diese Darstellungen kollidierten drastisch mit den dominierenden Beschreibungen der Großbaustelle, etwa in „Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt“: „Halle-Neustadt ist zu einem Symbol des Neuen geworden. Deshalb ist es ein Mag-

¹⁶ Hain: S. 79.

¹⁷ Alfred Wellm: *Morisco*. Roman. Berlin [DDR] 1988.



Vierspurige Magistrale durch Halle-Neustadt.

net für die Jugend, die mit Ungeduld daran geht, die technische Revolution auch im Bauwesen zu meistern.“¹⁸

Der gleiche Band indes lässt bei genauer Lektüre auch ein beachtliches Problembewusstsein erkennen. Im Schutz des 287seitigen Textes, der selbstredend das Projekt vor allem feiert, findet der sehr aufmerksame Leser manch erstaunliche Passage. Moniert werden „starre Grundrißlösungen und geringe innere und äußere Variabilität“, ebenso die „Monotonie der Fassadenstruktur“. Die Zeilenbebauung habe „zwar gute Besonnung und Belüftung gewährleistet“, aber auch „den Eindruck von Monotonie und Schematismus“ hervorgerufen. „Permanent auftretende Schäden an bestimmten Ausbauelementen bewirken Unzufriedenheit bei den Bewohnern, für die gestalterische Bemühungen, zum Beispiel an den Außenwänden, keinen Ausgleich bieten.“ „Noch nicht befriedigen kann [...] die Qualität einer Reihe von Materialien sowohl hinsichtlich ihrer Verschleißfähigkeit als auch ihrer Gestaltung.“

Ein unkritisches Verhältnis der Autoren zu ihrem eigenen Werk lässt sich hier nicht konstatieren: Die Schallisolierung der Wohnungen gegeneinander sei „in horizontaler wie vertikaler Richtung [...] unzureichend. Treppenhäuser und

¹⁸ Schlesier et al.: S. 33.

Aufzüge bilden erhebliche Geräuschquellen“. „Der aus Materialgründen geringe Ausbaufortschritt des Bades wirkt sich [...] nachteilig aus und hält internationalen Vergleichen nicht stand.“

Auch die Freiraumgestaltung weise Probleme auf: „Bisher nicht befriedigend gelöste Aufgaben sind die Anlegung und Pflege der Frei- und Grünflächen. [...] Trotz der großen Bedeutung der Freiflächengestaltung parallel zur Nutzung der Wohngebäude gelang es bisher nicht, den Grünanlagenbau in das Takt- und Fließsystem des übrigen Bauablaufs einzugliedern.“ Es herrschten „schematisches Denken und formale Auffassungen über die Gestaltung der Wohnumwelt“. In „immer wieder [...] unzulässiger Weise“ würden „die materiell-technischen von den ästhetisch-künstlerischen Problemen getrennt“. Es müsse „der verbreiteten irrigen Auffassung begegnet werden, ‚Umweltgestaltung‘ beziehe sich nur auf eine Reihe ästhetischer Aspekte oder gar nur auf ‚Zutaten‘ zu dem, was eine Stadt baulich und organisatorisch darstellt“.

Als Ursachen für diese Mängel werden angegeben: Die „Erkenntnis der Komplexität und Kompliziertheit des Aufbaus einer Stadt dieser Größe“ sei nicht ausreichend und die „Konsequenz und Wissenschaftlichkeit der Leitungstätigkeit einzelner staatlicher und wirtschaftsleitender Organe“ „manchmal ungenügend“ gewesen. Es habe eine zeitweilige Unterschätzung der Anforderungen gegeben, „einzelne Leiter“ hätten mangelnde Bereitschaft gezeigt, „auftretende Schwierigkeiten und Störungen als Herausforderungen und als Bewährungsprobe für die eigene Kraft aufzufassen und nicht gegenüber der Dynamik und der Größe der zu bewältigenden Aufgaben zu resignieren“. Auch hätten auf die Planung „viel zu häufig subjektive Erfahrungen und Intuition und der aus der Sicht des Augenblicks geborene Entschluß Einfluß“ gehabt. Und schließlich seien die Vorhaben teilweise ungenügend vorbereitet gewesen.¹⁹

Veränderungen im Bauverlauf indes waren schwierig durchzusetzen: „Heute lässt sich kaum noch vermitteln, welche Mühe es kostete, durch Sondersegmente, meist Stahl-

19 Ebd., S. 98, 131, 95, 43, 129, 131, 173, 125, 168, ebd., ebd., ebd.

konstruktionen, zum ersten Mal im zweiten Wohnkomplex Eckverbindungen herzustellen, denn für Betonideologen waren das ‚Mischbauweisen‘ und somit Sakrileg“, so der damalige Paulick-Stellvertreter Joachim Bach.²⁰ Hinzu traten technologisch bedingte Einschränkungen:

„Der Verlauf der Kranbahn, der Aktionsradius der Hebezeuge, die Lagermöglichkeiten der Platten, die Zufahrtswege der für den Transport notwendigen Tiefelaster und viele andere Faktoren hatten den Vorrang vor raumgestalterischen Überlegungen aller Art. [...] die weitläufige, extrem offene Bebauung der Wohnkomplexe resultierte in erheblichem Maße aus der einfachen Gegebenheit, daß die starre Technologie des industriellen Typenhausbaus zunächst keine flexiblere städtebauliche Raumbildung zuließ.“²¹

Immerhin aber sei es dann im dritten Wohnkomplex möglich gewesen, „über das Mittel der Eckverbindung zu anderen, mäandrierenden Raumkonfigurationen mit differenzierten Außenräumen zu gelangen“.²² Gestalter, Architekten und Künstler führten stundenlange Debatten über Details, um Technologen, Bauwirtschaftler und Planer Stück für Stück zu differenzierteren Lösungen zu bewegen.²³

Das siegreiche Argument war in der Regel das „ökonomisch Mögliche“: „Die geringe Flexibilität der Bauindustrie ließ jedes winzigste Änderungsbegehren nach einer Etage weniger oder einem leicht modifizierten Bauelement häufig zur Schlacht um Waterloo werden“.²⁴ Infolgedessen fänden sich städtebaulich „bei dem ‚Experiment‘, als welches Halle-West immer bezeichnet wurde“, nur wenig innovative Ansätze:

„Das ‚Experimentelle‘ konzentrierte sich [...] vor allem auf rationalisierte Wohnungsbautypen und Wohnfolgeeinrichtungen, Technologien, wie die Schnellbaufießbandfertigung und die Einführung höherer Laststufen, eine durch-

20 Bach: S. 29.

21 Thomas Topfstedt: Städtebau in der DDR 1955–1971, Leipzig 1988, S. 18.

22 Bach: S. 29.

23 Dagmar Schmidt: Kunst im öffentlichen Raum. In: Magistrat der Stadt Halle, Projektgesellschaft Dessau, S. 73.

24 Ebd.

*Klubmensa und
Lehrlingswohnheim im
Bildungszentrum mit drei
Wandbildern von Jose
Renau (1907–1980).*



gängige Präfabrikation und ein voluntaristisches Konzept zur Einführung von Plastbaumaterialien („Die Stadt von der Chemie – für die Chemie!“), welches nach einer Reihe von Mißerfolgen bald aufgegeben wurde.“²⁵

Richard Paulick, Chefarchitekt bis 1968, beschimpfte die Vertreter der Bauwirtschaft als „Vulgärtechnologien“ und „Plattenwerksmafia“. Er war selbst zwar einer der großen Verfechter der Typisierung im Bauwesen. Doch strebte Paulick ein Baukastensystem an, das es ermöglichen sollte, „mit einem großen Sortiment von Elementen Gebäude jeder Form und Größe zu errichten“.²⁶

Stattdessen brachte die „formale Bildung von Häusergruppen aus typisierten Wohnblöcken und ihre Addition bei unzureichender Berücksichtigung territorialer und lokaler Besonderheiten [...] einen Schematismus in der Planung der Wohnkomplexe mit sich“.²⁷ Sarkastisch schrieb Alfred Wellm in seinem Halle-Neustadt-Architektenroman „Morisco“:

„Im Grunde war alles vorgegeben, die Häuser hatten keinen eigenen Gedanken; [...] Wohnblock reiht sich an Wohn-

²⁵ Bach: S. 27 f.

²⁶ Jens Ebert: Richard Paulick. Architekt und Städtebauer zwischen Bauhausideal und realem Sozialismus, Streitschrift des Zeitzeugen Jens Ebert. Dessau 2004, S. 62 f., 93.

²⁷ Sabine Kühne: Sozialer und städtebaulicher Ansatz zur Rehabilitation von Neubaugebieten untersucht am Beispiel von Wohngebieten der 60er Jahre. Dissertation A, Fakultät für Bau-, Wasser- und Forstwesen des Wissenschaftsrates der Technischen Universität Dresden. Dresden 1986, S. 31.

block, Zeile an Zeile, nur das gestatten unsere bautechnischen, bautechnologischen Bedingungen. Jetzt aber, da der erste Wohnkomplex sich seiner Fertigstellung nähert, wollen wir den Gleichlauf durchbrechen, wollen wir der Monotonie entgegentreten, der stumpfsinnigen, tötenden Ereignislosigkeit. Wir wollen eine Raumbildung erreichen, wollen vier Blöcke, so es uns irgend möglich ist, rechtwinklig vor die strengen Zeilen stellen. Wir sind besessen, arbeiten bis in die Nacht, erwägen und rechnen wieder, verwerfen und entwerfen: spüren Rebellenblut in uns. [...] Sollte es tatsächlich uns gelingen, vier Blöcke gegen die Zeilen aufzustellen, so wäre dies der Sieg.“²⁸

Doch als Konklusio solcher Auseinandersetzungen formulierte Karl-Heinz Schlesier, Chefarchitekt ab 1969:

„Wir stehen auf dem eindeutigen Standpunkt, daß volkswirtschaftlicher Nutzeffekt, Ökonomie, modernste Technologien, Standardisierung und Typisierung mit Schönheit und kulturellem Wert bei unseren großen Bauvorhaben und städtebaulichen Ensembles eine nicht teilbare Einheit bilden können und müssen [...] und es ist wohl an der Zeit, das Primat der Ökonomie anzuerkennen. [...] Die bedingungslose (!) Anerkennung des Primats der Ökonomie ist entscheidende Voraussetzung zur Erzielung effektiver Leistungen des Städtebaus und der Architektur“.²⁹

²⁸ Wellm: S. 182 f. Hierzu auch Horst Siegel: Die Wohnkomplexe. In: Deutsche Architektur 4/1967, S. 217–223, der hinsichtlich der monotonen Zeilenbebauung deutliche Entwicklungen zwischen der Errichtung des ersten und dritten Wohnkomplexes darstellt. Wellm rekurriert auf eine Auseinandersetzung aus der Anfangszeit des Baugeschehens („Jetzt [...], da der erste Wohnkomplex sich seiner Fertigstellung nähert [...]“, Wellm: S. 182), und zwar, wie die Realentwicklung zeigt: Eine Auseinandersetzung durchaus mit positiven Folgen; Josef Münzberg, Gerhard Richter, Peter Findeisen: Halle-Neustadt. In: Dies.: Architekturführer DDR. Bezirk Halle. Berlin [DDR] 1977, S. 53: „Während im 1. Wohnkomplex noch weitgehend eine bautechnologisch bedingte Zeilenbebauung vorherrscht, wurde im 2. Wohnkomplex erstmalig eine Raumbildung durch Eckverbinderbauten erreicht, die im 3. Wohnkomplex zum durchgehenden Gestaltungsprinzip wird und auf der alle weiteren Wohnkomplexe aufbauen. Der 6. Wohnkomplex weicht bei der Zuordnung der Baukörper vom Prinzip der Rechtwinkligkeit zugunsten geschwungener Bebauungsformen ab, die dem Geländeverlauf angepaßt sind.“

²⁹ Karlheinz Schlesier: Halle-Neustadt. Erläuterungen des Chefarchitekten. IRS Wissenschaftliche Sammlungen, Bestand Objektbezogene städtebauliche Wettbewerbe, R4U Halle-Neustadt [zwischen 1969 und 1973], Karton 2.

Bei diesem „rabiaten Ökonomismus“³⁰ blieb es dann nicht nur, sondern verschärfte sich mit dem Rückgang der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der DDR in den Folgejahren: „Aus: Jedem seine Wohnung, wurde alsbald: Jedem eine Wohnung und die so billig wie möglich, und schließlich: Jedem eine Wohnung bis 1990, koste es, was es wolle!“³¹ Denn bis 1990 sollte das Wohnungsproblem als soziales Problem in der DDR gelöst sein.³²

Sozialistische Stadt

Während unablässig gebaut wurde, suchte sich die Bevölkerung der Stadt einzurichten. Nach und nach verloren die einzelnen Wohnkomplexe ihren Baustellencharakter, wurden die Freiräume gestaltet und konnte sich ein Stadtleben entfalten. Nun hatten sich die Planungen der Stadt im Alltag zehntausender Einwohner zu bewähren. Es entsprach der Bedeutung Halle-Neustadts, dass es dabei fortgesetzter Beobachtung unterlag. So befassten sich Stadtsoziologen immer wieder mit der neuen Stadt, wobei regelmäßig Kritik an Entfremdungserscheinungen geübt wurde. Eine Reihe der Untersuchungen erweist sich als sprudelnde Quelle der Erkenntnis.

Eine empirische Untersuchung der Bauakademie zu Halle-Neustadt erbrachte 1977, dass befragte EOS-Schüler/innen der 11. Klasse ihre Stadt als „eintönig, langweilig, nichtsagend, grau und schlicht“ charakterisierten. Die Stadt werde als fremdartig-vertraut empfunden: „Es fehlt eine gewisse heimische Atmosphäre und ein guter Überblick über das verwinkelte Halle-Neustadt. Aber fremdartig wirkt es auch nicht,

30 Bach: S. 31.

31 Holger Schmidt: Halle-Neustadt. Das Leitbild der sozialistischen Modellstadt. In: ExWoSt-Informationen zum Forschungsfeld: Städtebauliche Entwicklung großer Neubaugebiete, Nr. 84/Okttober 1994, S. 20.

32 Es wurde nicht gelöst bzw. wäre nicht gelöst worden: Bei den staatlichen Wohnungsvergabestellen hatten sich 1989 DDR-weit 800.000 unbearbeitete Anträge auf Wohnungsbezug oder -wechsel angehäuft (Stefan Wolle: Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989. Bonn 1999, S. 186); Joachim Tesch: Wurde das DDR-Wohnungsbauprogramm 1971/1976 bis 1990 erfüllt? In: Utopie kreativ Sonderheft 2000, S. 58: „Die Mengenziele des Bauprogramms wurden im wesentlichen erreicht, aber weder die Wohnungsfrage als soziales Problem gelöst noch die bauliche Entwicklung der Städte gewährleistet.“

da man von klein auf diese Art zu bauen kennt“, so wird eine befragte Person zitiert.

Wenig Reiz versprühen offenbar die Blöcke. Sie würden in den Befragungsantworten oft als plump eingeschätzt. Charakterisierungen sind: „Große, ungeformte Bauklötzer“, „klotzartig“, „Kastenbau“. Die Blöcke glichen „riesigen Streichholzschachteln“. „Diese Art zu bauen finde ich nicht schön, sie hat nichts anziehendes, wo man gerne hinschaut, sie ist eher geschmacklos als gefällig, sonst würde man sich doch so ein Haus näher ansehen.“ Durch die rechten Winkel und das Parallele wirke es gedrängt. Mehrfach werde die verwirrende Anordnung und Bezeichnung der Blöcke sowie das Fehlen von eindeutigen Straßen und Plätzen erwähnt.

Stattdessen wünschten sich die befragten Schüler mehr kulturelle Einrichtungen und Einkaufsmöglichkeiten, Restaurants, Jugendklubs, Fußgängerzonen mit Schaufenstern, Brunnen und parkähnlichen Anlagen: „nur Häuser sind langweilig“. Positiv bewertet wird die Stadt dagegen in einer Hinsicht: Sie sei praktisch. Diese Einschätzungen bezögen sich vor allem auf den Wohnungskomfort und das nahe gelegene Einkaufszentrum: „Halle-Neustadt ist streng sachlich gehalten. [...] Halle-Neustadt ist für mich mehr ‚praktische‘ Stadt, nicht zu sehr erholsam und abwechslungsreich.“

Insgesamt, so die Autorin, finde man „eine psychische Unterforderungssituation vor, die als monoton und langweilig erlebt wird“. Häufig werde dabei mit Grünanlagen geradezu gegen Häuser polemisiert: „Die Blöcke sind häßlich, sie werden durch die Grünanlagen etwas verschönert“, lautet eine Schülereinschätzung.³³

1979 fand es sich in einer Hallenser Dissertation als „grotesk“ bezeichnet, wenn in Abkehr von der Zeilenbauweise eine Art der Wohnhof-Bebauung realisiert wird, „die gleichermaßen monoton auf den Betrachter wirkt“. Wie schon von den Schülerantworten der o. g. Bauakademie-Untersuchung von 1977, so wird auch hier die Idee infrage gestellt, sämtliche Versorgungseinrichtungen in den Wohnkomplexzentren

33 Helga Heinrich: Psychologische Untersuchung zum Rezeptionsverhalten in den Neubaugebieten Halle-Neustadt und Rostock-Evershagen. [Berlin/DDR] 1977. S. 38, 40–42, 45, 49, 57, 58, 60, 61, 73, 75, 77.

zu konzentrieren. Die Gestaltung von Straßenräumen wirke vor allem „durch fehlende gesellschaftliche und Verkaufseinrichtungen in den Erdgeschosszonen gestalterisch monoton“.³⁴

1980 fragte eine experimentelle Studie zur „Wirkung der Stadtgestalt“ nach der Architektur Halle-Neustadts in den gesellschaftlichen Aneignungsprozessen. Eines der Ergebnisse: „Man wünscht sich die Architektur mehr geordnet.“ Die Autoren von der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (HAB) sind überrascht – „angesichts des doch recht simplen Gefüges“ der Stadt. Ihre Erklärung: „In den Ordnungsbegriff geht offensichtlich weniger die Durchschaubarkeit des Prinzips als die Überschaubarkeit der Stadt ein“. Halle-Neustadt entzog sich also der Lesbarkeit. Solche benötigte „einprägsame Strukturen, die Hierarchien und Zufälle einschließen“ – letzteres etwas, auf deren Ausschluss die städtebauliche Konzeption gerade gezielt hatte. Bauliche Hierarchien indes waren gewiss angestrebt, doch die reale Architektur wird von den Probanden als „zu monoton, zu uniform, einfallslos und uninteressant“ bewertet. Insgesamt sei sie „zu wenig psychisch mobilisierend“.³⁵

Eine aufschlussreiche Quelle ist auch eine andere Umfrageerhebung der HAB. Sie wurde 1985 unter Leitung von Fred Staufenbiel und Mitarbeitern von Studierenden durchgeführt. Meinungsumfragen mussten zwar seinerzeit grundsätzlich politisch genehmigt werden. Als sogenannte kommunale Praktika getarnt, unterlief Staufenbiel diese Genehmigungspflicht allerdings.

Schaut man auf die Ergebnisse, so wird insgesamt eines deutlich: Weder wurde die Lebenssituation in Halle-Neustadt von den Bürgern so schlecht wahrgenommen, wie es sich aus einer westlich geprägten Perspektive eher vermuten lässt, noch wurde sie so rosarot wahrgenommen, wie es sich mutmaßlich so mancher Politbürokrat in der damaligen Zeit

34 Heinz Schippling: Untersuchungen zur Demographie und Sozialstruktur der Wohnbevölkerung von Halle-Neustadt unter besonderer Berücksichtigung der territorialen Bildungssituation. Dissertation, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fakultät für Naturwissenschaften, Halle (Saale) 1979, S. 179, 177.
35 Olaf Weber, Gerd Zimmermann: Zur Wirkung der Stadtgestalt. Beispieluntersuchungen in Halle, Halle-Neustadt und Erfurt. Berlin [DDR] 1980, S. 42 f.

ausmalte. So waren beispielsweise hinsichtlich der Frage nach der Wohnungszufriedenheit in Halle-Neustadt im Jahre 1984 immerhin 45 Prozent sehr zufrieden, und nur elf Prozent waren mit ihrer Wohnung ausdrücklich unzufrieden.

Allerdings fand die Studie auch Anlass zu deutlicher Kritik der ursprünglichen Planungsziele: Diese hätten nicht berücksichtigt, „daß städtisches Leben nur teilweise durch dichte und hohe Bebauung sowie gute Versorgung erreicht wird“. Lediglich die Hälfte derjenigen, die im Rahmen der Studie befragt worden waren, fühle sich in Halle-Neustadt heimisch, und etwa jeder Dritte würde lieber an einem anderen Ort wohnen.³⁶

Auch die Halle-Neustadt-Texte der Schriftsteller lassen ein Unbehagen an der Maßstablosigkeit und mangelnden Wirklichkeit der Stadt erkennen: „Ungewohnt ist uns manches hier, neuartig, fremd. Wir suchen die vertrauten Bilder der Städte, in denen wir bislang zu Hause waren. Schmale, dämmrige Gassen – hier gibt es sie nicht. Lauschige Winkel, Parkbänke unter hundertjährigen Wipfeln – wo werden sich die Liebenden in der neuen Stadt treffen?“³⁷

Ein Kinderbuch von 1977 beschreibt die Magistrale, zentrale Straße der Stadt, als „den Menschen feindlich“ und fragt:

„Woher mochte das kommen? Vielleicht daher, daß bei ihrer Planung zu wenig an die Menschen [...] gedacht worden war? Es gibt auf und an ihr nichts, was die Menschen länger als unbedingt notwendig an diese Straße fesselt. Zwischen und vor den Häusern gibt es keine Ladengeschäfte, keine Restaurants, keine Eisdielen, keine Buchhandlungen. Die Straße ist wie ein tiefer Einschnitt in die Stadt.“ Die Menschen, heißt es resümierend, fliehen vor ihr.³⁸

Selbst ein an sich hymnisches Buch über die neue Stadt wie „Städte machen Leute“ meint, dass man streiten könne,

36 Fred Staufenbiel und Autorenkollektiv: Stadtentwicklung und Wohnumfeld von Halle (Saale) und Halle-Neustadt. Soziologische Studie. Weimar 1985, S. 10, 41, 138.

37 Gerald Große, Hans-Jürgen Steinmann: Zwei an der Saale. Halle Halle-Neustadt. Leipzig 1979, S. 157.

38 Wolfgang Hütt: Was Städte und Häuser erzählen. Eine Einführung in Architektur und Plastik und die Kunst, die Umwelt zu betrachten. Berlin 1977, S. 136.

„ob die Städtebauer hier schon das Nonplusultra sozialistischer Städtebaukunst gefunden haben“.³⁹ Einer der Autoren, Jan Koplowitz, moniert an anderer Stelle, „daß man bei der Projektierung [...] nicht genügend an Gemeinschaftsräume gedacht hat, die in den vielstöckigen Hochhäusern den Mietern die Chance geben, sich gesellig zu treffen, kulturelle Veranstaltungen zu beherbergen, die Kinder zu kleinen Festen zusammenzuführen“.⁴⁰ Das lässt sich als bemerkenswerte Kritik an einer Stadt notieren, in der die Gemeinschaft des Kollektivs tragendes Element ihrer Funktionsweise sein sollte.

Die Anfragen an das Projekt kollidierten zwar unübersehbar mit seiner zivilreligiösen Aufrüstung, doch die gleichen Autoren lieferten genau dieser auch zu – abgesehen von Alfred Wellm mit seinem „Morisco“:

„die arme, [...] die armselige Stadt, die keiner lieben wird. [...] die Stadt, mit der wir unsere Hoffnungen begraben [...] und unsere Selbstachtung und Ehre [...]. Und unseren Stolz und alles, was wir hätten bauen können ... die saudumme Stadt, [...] die uns auf dem Gewissen hat [...] Mit der wir die historische Herausforderung verpassen, [...] die einmalige Chance, die wir nur haben“.⁴¹

Im Übrigen aber ist die Kritik der Literaten eine, die solidarisch mit der Stadt ist. Sie sieht sich großen Linien verpflichtet und wird von historischem Optimismus grundiert. Probleme werden benannt, um sie „im Vorwärtsschreiten zu lösen“:

„Probleme gibt es genug. || Wer aber [...] die Silhouette der neuen Stadt sieht; wer aber eine der neuen, hellen, bequemen, ferngeheizten, mit Einbauküchen und Einbauschrankwänden und Loggien versehenen Wohnungen bezogen hat; wer aber einmal heimisch geworden ist in dieser Stadt, der wird sie und ihre Erbauer loben.“⁴²

39 Bräunig et al.: S. 37.

40 Jan Koplowitz: Die verlängerte „taktstraße“ (2). Porträts befreiter Menschen. In: neue deutsche literatur 5/1975, S. 132.

41 Wellm: S. 178 f.

42 Werner Bräunig: Ein Kranich am Himmel. Unbekanntes und Bekanntes. Halle-Leipzig 1981, S. 233.

In teils elegischem Ton,⁴³ teils getragen von Euphorie⁴⁴ formulieren die Schriftsteller immer wieder auch eine immanente Kritik. Immanent ist diese insofern, als sie ihre Berechtigung aus einem Anliegen zieht, das mit der Stadt solidarisch ist. Die Ursprungsintentionen, die für die sozialistische Chemiarbeiterstadt formuliert worden waren, sollen gegen entsozialisierende Wirkungen eines allein ingenieurialen Gestaltungswillens verteidigt werden:

„[...] jener Mann im Block 669, der eines Tages zwei kleine Kiefernbaumchen vor den Eingang seines Hauses pflanzte. Sie wuchsen an, grüntem, und viele Leute freuten sich daran. Bis eines Tages drei junge Arbeiter vom Tiefbau kamen, die Baumchen herausrissen und sie beiseite warfen; denn sie standen nicht im Grünanlagenplan. Ob jener Mann, der sie pflanzte, noch einmal Baumchen in Halle-Neustadt pflanzen wird?“⁴⁵

Kritisiert wurde – bezogen auf die DDR-Plattenbausiedlungen insgesamt – auch eine an sich tragende Grundidee für die Plattenbaustädte: die „räumliche Trennung der städtischen Funktionen“. Diese Trennung stelle „im Zusammenhang mit dem monotonen Erscheinungsbild und dem Mangel an differenzierten Raum- und Architekturformen nur unzureichende Voraussetzungen für die Entfaltung einer hohen Vielfalt und Intensität des Lebens“ dar.⁴⁶ Auch an Geborgenheit schien es zu mangeln: Der „modische Verzicht auf Straßennamen“ – stattdessen waren alle Wohnblöcke und Eingänge nach einem für Außenstehende nicht erkennbaren Prinzip durchnummeriert – trage „nicht gerade zu einem Heimatgefühl bei“.⁴⁷ Der erste Oberbürgermeister wünschte sich, dass die gesellschaftlichen Bauten zu „echten



Eselsmühle, ursprünglich auf freiem Felde stehend, dann in die Plattenbebauung einbezogen und als Gaststätte genutzt.

43 Hans-Jürgen Steinmann: Zwei Schritte vor dem Glück. Roman, Halle-Leipzig 1978.

44 Bräunig et al.; Koplowitz: Die Taktstraße; ders.: Die Sumpfhühner.

45 Bräunig et al.: S. 55.

46 Kühne: S. 205.

47 Halle-Neustadt. In: Deutsche Enzyklopädie, http://lexikon.calsky.com/de/txt/h/ha/halle_neustadt.php (30. Dezember 2008); Deutsche Post, Bezirksdirektion Halle: Programm über die fernmeldemäßige und postalische Versorgung der Chemiarbeiterstadt Halle-West. [Halle (Saale) (um 1964)], faksimiliert in Gerhard Föllner: Das Ziffernsystem in Halle-Neustadt. In: Architektur der DDR 8/1980, S. 509.

Erlebnisbereichen“ werden, hatte da aber so seine Befürchtungen, „daß ein richtiger Stadtbummel hier nicht möglich sein wird“.⁴⁸

Auch der opulente Text-Bild-Band über „Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt“ lässt sich hier noch einmal anführen. Er hatte vergleichsweise früh bereits, 1972, zahlreiche solcher Mängel der Bauweise und Stadtgestalt festgehalten, die problematische Auswirkungen auf den Alltag der Stadtbewohner entfalten sollten. So sei in den Mittelganghäusern „der Grad der Anonymität der Bewohner [...] kaum zu überbieten“. „Hauseingänge und damit die Erschließungsstraßen, Parkplätze, unter Umständen auch von der gleichen Straße erschlossene Versorgungseinrichtungen liegen immer auf der Schlafraumseite, die dadurch erheblichen Lärmbelastigungen ausgesetzt ist.“ Bei der Gestaltung der Fußwege sei „das Prinzip der ‚kürzesten Verbindung‘, die der Fußgänger am liebsten benutzt, leider zu wenig berücksichtigt worden. Da die Wege manchmal unmotiviert und zum Teil ohne Berücksichtigung ihrer Bedeutung hinsichtlich der funktionellen Beziehungen im Wohnkomplex angelegt worden sind, erfüllen sie ihren Zweck nur unvollständig.“

Kinder und Bildung waren im Ideenhaushalt der Stadt prominent vertreten – „Stadt der Jugend“ und „Meisterung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts“ hießen die Schlagworte. Doch auch hier mussten Probleme konstatiert werden: „Die standardisierten Spielgeräte erfüllen zwar den Zweck der physischen Anstrengung der Kinder, sind aber ungenügend geeignet, die Phantasie, die Experimentierfreudigkeit und das Lernen durch Spielen zu fördern. [...] In den Wohnbereichen fehlen Tummel- und Spielflächen vor allem für die Kinder über 6 Jahre in der unmittelbaren Nähe der Wohngebäude.“ „Die durch das rasch zunehmende Bildungsbedürfnis erwachsende Forderung nach einem ungestörten Arbeitsplatz in der Wohnung macht sich nachdrücklich bemerkbar“.

48 Walter Silberborth (Interview): Auf ein Wort, Herr Oberbürgermeister. In: Der Sonntag 44/1967, S. 5.

Auch die zentrale Idee der Stadtstruktur, bestehend aus Wohnkomplexzentren und um diese gruppierten Wohnblockarealen, funktioniere bislang nicht: Die These der Aufbaudirektive, „daß sich das Gemeinschaftsleben vor allem in den Zentren der Wohngebiete entwickelt“, habe sich „nicht bestätigt“. Denn: „Drei entscheidende Zentralitätsfunktionen – Bildung, Kultur und Erholung – sind in den Komplexzentren nicht oder nur unzureichend entwickelt.“ Es zeige sich, „daß die funktionalistische Betrachtungsweise der Gastronomie unter ausschließlich ökonomischen und technologischen Kriterien den gesellschaftlichen Bedürfnissen nicht gerecht wird“. Wichtige Fragen der „Entwicklung der Lebensweise [...] sind zum Teil auch heute noch unbeantwortet“.

Als Fazit findet sich: Immer wieder dränge sich die Frage auf, ob das „Grundprinzip, Städte nach starren Vorschriftenystemen zu bauen, der Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung adäquat ist“. Ohne „die Entwicklungsprozesse zu erforschen, die im Zeitraum der Realisierung und darüber hinaus auftreten müssen“, sei das jedenfalls riskant. Denn, so wird gefragt, reichen „unsere theoretischen Erkenntnisse über die Bedingungen des Lebens von morgen aus, um die Wege zu ihrer Erfüllung nicht heute zu verbauen?“ Es müsse „als ein Mangel der bislang gültigen Planungsrichtlinien angesehen werden, daß sie künftigen Entwicklungstendenzen kaum Raum bieten, Reservebildungen nur in geringem Umfang zulassen und damit konstruktive Überlegungen über die Anpassungsfähigkeit der Umwelt an die funktionell-baulichen Bedürfnisse von morgen erschweren“.⁴⁹

Die Bezirksorganisation Halle des Bundes der Architekten hatte bereits 1969 ähnliche Kritiken formuliert: Man habe davon ausgehen müssen, „daß mit den zur Verfügung stehenden Mitteln ein Maximum der ideellen Zielstellung zu verwirklichen ist“. Diese Aufgabe wurde, so heißt es, „nicht in vollem Umfange gelöst“. Das wird man in Kenntnis der verklausulierenden DDR-Sprache übersetzen dürfen in: Sie wurde verfehlt. „Sozialistische Umweltgestaltung“ aber, so heißt es weiter, könne „nicht aus einer Addition verschieden-

49 Schlesier et al.: S. 103, 126, 127, 131, 133, 135, 137, 179.

ster subjektiver Elemente bestehen („längster Wohnblock der Republik“, „größte Kaufhalle der Republik“, „Überwindung der Monotonie in Städtebau und Architektur“ u. ä.).⁵⁰ Fazit:

„Die quantitativen Ziele wurden im Prinzip erreicht. [...] Den qualitativen Forderungen der Grundkonzeption wurde nur teilweise entsprochen. || Die ausgewiesenen Kostenkennziffern konnten bisher nicht eingehalten werden. || Die aufgewandten Mittel stehen nicht im geforderten Verhältnis zum erreichten Nutzeffekt im Bezug auf sozialistischer Umweltgestaltung ... || Die Entwicklung eines charakteristischen einheitlichen Stadtorganismus wurde durch die additive Aneinanderreihung von Wohnkomplexen nicht erreicht!“⁵¹

Von Seiten des Hauptplanträgers sei versäumt worden, „eine wissenschaftlich begründete Korrektur der Grundkonzeption nach den sich verändernden Entwicklungstendenzen der Gesellschaft u[nd] den Erkenntnissen der Realisierung durchzuführen“.⁵² Es erhebe sich daher die Frage: „Stand der Mensch bisher im Mittelpunkt aller Bestrebungen, nicht nur im Hinblick auf seinen materiellen, sondern auch besonders im Hinblick auf seine geistig-kulturellen Ansprüche? Bisher hat sich der Mensch in seiner Funktion als gesellschaftlicher Nutzer [...] nur ungenügend mit der für ihn konzipierten Stadt [...] identifizieren können! Nach unserer Auffassung liegt das nicht am Menschen.“⁵³

All das steht in deutlichem Kontrast zur Grundkonzeption zum Aufbau der Stadt. Diese hatte eine „Gestaltung des gesellschaftlichen, kulturellen und geistigen Lebens“ gefordert, „in der die Einheit von gesellschaftlicher Arbeit, sozialistischem Leben und Wohnen zum Ausdruck kommt“.⁵⁴

50 Versuch einer kritischen Analyse des städtebaulichen Vorhabens Halle-Neustadt. Anhang zu: Dietrich Stier, Rechenschaftsbericht der Bezirksgruppe Halle des BDA zur Bezirksdelegiertenkonferenz am 14. Februar 1970. Halle (Saale) 1969, in: IRS Wissenschaftliche Sammlungen, Bestand Objektbezogene städtebauliche Wettbewerbe, R4U Halle-Neustadt, Karton 2, S. 33, 40.

51 Ebd., S. 39 f.

52 Ebd., S. 33, 40.

53 Ebd., S. 39 f.

54 Rat des Bezirkes Halle: Grundkonzeption für den Aufbau der Chemiarbeiterstadt Halle-West, Halle (Saale) 1964, S. 6.



Taubenbrunnen von Rudolf Hilscher im 1. Wohnkomplex.

Etwas Erstaunen weckt indes der Umstand, dass Halle-Neustadt in der Bildenden Kunst nahezu kein Gegenstand von kritischen Auseinandersetzungen war. Der Halle-Neustädter Kunstbestand selbst – die Stadt war mit 184 Werken im öffentlichen Raum die größte Freiluftgalerie des Landes – ist gekennzeichnet durch die nahezu vollständige Abwesenheit von Hinweisen auf konfliktorische Aspekte des realsozialistischen Lebens.⁵⁵ Zugleich gerieten die für Halle-Neustadt entstandenen Werke allerdings auch weniger propagandistisch, als vielfach angenommen wird. Von den 184 Werken waren zwar 46 explizit politisch, und 25 transportierten agitatorische Botschaften. Insgesamt widmeten sich aber nur 18 Kunstwerke solchen Botschaften, die allein im Ideologiekontext des DDR-Sozialismus vertretbar waren: „Frieden auf unserer Erde“ etwa oder – als Werktitel etwas unelegant – „Gegen Krieg, Hunger“ werden auch jenseits des politischen Entstehungskontextes auf breite Zustimmung stoßen. Doch vor allem fällt auf, dass Halle-Neustadt selbst kaum einen Künstler motivisch angeregt hat.

Dies bildet einen deutlichen Kontrast sowohl zur sonstigen Bildenden Kunst in der DDR als auch zur Halle-Neustadt-Belletristik. Diese zeichneten sich gerade dadurch aus,

55 Peer Pasternack: Künstlerische Stadtraumaufwertung als pädagogische Politik. Die künstlerische Bewirtschaftung des Ideenhaushalts Halle-Neustadts. In: Deutschland Archiv 4/2012. S. 655–665.

Ersatzmedien ansonsten nicht geführte Debatten über die Widersprüchlichkeiten, Antinomien und kritikwürdigen Aspekte des sozialistischen Alltags und seiner normativen Grundlagen zu sein. Nicht so, wenn es um Halle-Neustadt ging. Dann ist vielmehr festzuhalten, dass sich in der Wissenschaft und der öffentlichen Debatte weit häufiger kritische Auseinandersetzungen mit dieser Art zu bauen finden als in der Bildenden Kunst.

Vor diesem Hintergrund ist als ein spezieller Aspekt der Halle-Neustädter Kunstpolitik zu notieren, was dauerhaft keinerlei Wirkungschancen hatte: Für die eindrucksvollste künstlerische Auseinandersetzung mit der Stadt selbst fand sich nirgends ein Platz im öffentlichen Raum Halle-Neustadts. Sie stammte von Uwe Pfeifer, der durch den Zufall einer Wohnungszuweisung nach Halle-Neustadt gelangt war. Einmal angekommen, wurde ihm die Stadt zu einem Dauer-Subjekt für Entfremdungsdarstellungen von klinischer Schönheit, die den Stadtkörper hyperrealistisch sezieren.

So bilden mehrfach die Halle-Neustädter Fußgängertunnel – unter der Magistrale und der Tunnelbahnhof – das Subjekt für Bildgleichnisse, „in denen die kalte Funktionalität unterirdischer Bahnstationen und künstlicher Unterführungen die Einbindung des Menschen in die Natur verdrängt“.⁵⁶ Häufig mischen sich Clowns, Pan und auffällige Personen in kollektivistisch vereinheitlichte Gruppen – und zeigen an, was jenseits gelenkter Normalität noch möglich wäre. In der DDR reüssierte Pfeifer auf den Dresdner Kunstausstellungen, aber niemals in der Stadt, für die er eine ganz eigene Bildprogrammatisierung entwarf.⁵⁷

Fazit

Halle-Neustadt war in der DDR Anlass und Gegenstand gewesen, um einen beträchtlichen Überschuss an Ideen und Deutungen zur Stadt im Sozialismus zu produzieren. Das geschah nicht voraussetzungslos. In Stadtgestalt und -ge-

dächtnis haben sich nicht allein spezifisch realsozialistische Stadtbilder abgelagert, sondern ebenso allgemeine moderne Stadtvorstellungen des 20. Jahrhunderts. Diese zielten wohl auf soziale Gleichheit, waren aber nicht unmittelbar mit dem realsozialistischen Projekt verbunden: Funktionalismus, Rationalität und Typisierung, Funktionstrennung, Weite, Licht und grüne Stadt, Nachbarschaft und Planbarkeit urbanen Lebens.

Sozialistische Planstädte waren von einer spezifischen Stadtidee getragen, die sie auch von westlichen New Towns unterschied. Das Versprechen des kleinen Glücks – das ebenso den westlichen Sozialen Wohnungsbau prägte – wurde unmittelbar an die Realisierung eines gesellschaftsuto- pischen Projekts gekoppelt: Die sozialistische Stadt galt als ein wesentlicher Schritt hin zum Kommunismus, welcher den Neuen Menschen benötigte, dessen Entstehung in der sozialistischen Stadt am ehesten erwartet wurde. Diese Stadt- idee war mit einem breit angelegten Ideenhaushalt verknüpft.

Der Sinngehalt sozialistischen Wohnens wurde dabei in Halle-Neustadt durchaus weit gefasst. Im Unterschied zu den sonstigen Plansiedlungen der DDR sollte diese Neugründung nicht nur sozialistische Stadt sein, sondern die „sozialistische Chemiarbeiterstadt“, modellhaft alle (groß)städtischen Funktionen selbst erfüllen, Vorbild für den Städtebau in der DDR sowie eine Stadt der Jugend sein. Im Kern verband sich das Konglomerat der politischen Ideen zur sozialistischen Chemiarbeiter-Modellgroßstadt der Jugend.

Wie ernst diese Absichten genommen wurden, zeigt sich auch darin, dass Halle-Neustadt Gegenstand intensiver Beobachtung, Untersuchung und Debatten war. Neben den zahlreichen – und die Mehrheit bildenden – Texten, welche die Stadt als einzigartige Erfolgsgeschichte zeichnen, finden sich andere, die deutliche Kritiken formulieren. Dass Halle-Neustadt erst nach 1989 Anfragen ausgesetzt gewesen sei, lässt sich angesichts der Fülle des auffindbaren Materials jedenfalls nicht behaupten. Dies wiederum mindert nicht den Wert dieser städtebaulichen Erfahrung, sondern steigert ihn. Ebenso wenig wird damit geringgeschätzt, dass dieses

⁵⁶ Susanne Hebecker, Klaus Hebecker (Hg.): Uwe Pfeifer. Umbruch und Stille. Erfurt [2007], S. 23.

⁵⁷ Wolfgang Büche (Hg.): Uwe Pfeifer. ZEITbalance. Malerei, Graphik, Zeichnungen. Halle (Saale) 1997.

Stadtprojekt insofern ein zeitgebundener Erfolg war, als dort alle „äußerlich anständiger versorgt als der überwiegende Teil der Menschheit“ waren⁵⁸ – ein Umstand, der im Übrigen auch heute noch Geltung beanspruchen kann, erst recht nach den zahlreichen Aufwertungsmaßnahmen im zweiten Vierteljahrhundert der Halle-Neustädter Geschichte.

58 Hain: S. 87.